



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wilhelm Jensen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

germanischen Elemente in Mittel- und Nordeuropa, um dem Vordringen der Slawen einen Damm entgegenzusetzen. Aber selbst wenn eine solche Periode des Stillstandes im Leben des Volkes notwendig wäre, so dürfte doch in keinem Fall eine so wichtige Einrichtung, wie es unser Schulwesen ist, solcher Verflachung Dienste leisten. Vielmehr müßte es sich dagegen stemmen mit allen Mitteln und aus allen Kräften. In dem generalisirenden Einfluß des Militärwesens liegt eine große Gefahr für die Erziehung, die im Individualisiren ihre Stärke suchen muß, wenn sie dem wahren Wohle des Volkes dienen will, wenn das geistige Niveau nicht herabgedrückt werden soll. Dies muß notwendig da geschehen, wo der Schüler nur als eine Nummer unter den andern angesehen wird, die auf Grund statistischer Tabellen, herrührend aus den berücksichtigten Extemporalien, durch die Klassen und durch die Prüfungen hindurchgeschoben wird, bis sie sich glücklich die nötigen Berechtigungen erhasst hat. Jedenfalls wird die Sache die Volksvertretung in Preußen beschäftigen. Möchten sich unabhängige Leute darin finden, die mit glühender Vaterlandsliebe tiefe Einsicht verbinden in die Schäden, die unserm Schulwesen anhaften, und in die rechten Mittel, sie gründlich zu beseitigen. Allerdings muß die Sache einmal prinzipiell und mit weitem Blick gefaßt werden, nicht beeinflusst durch kleinliche Rücksichten auf eine Macht, die an sich volle Wertschätzung beanspruchen darf, aber bei unberechtigten Einflüssen in ihrem eignen Interesse energisch zurückgewiesen werden muß. Auch hier gilt das Wort: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.



Wilhelm Jensen



ein Jahr geht zu Ende, ohne mit allem, was es sonst beschert, auch einen oder zwei Bände von Wilhelm Jensen zu bringen, Romane und Novellen. Sie sehen einander nicht gerade alle vollkommen gleich, diese Jensenschen Erzählungen, vielmehr zaubert ihr Verfasser seine stets meisterhaft behandelten Szenarien und großen Hintergründe aus einem wahrhaft staunenswerten landschaftlichen und historischen Kennen und Wissen in einer bunten Fülle hervor, in reicher Abwechslung geht er den mannichfaltigsten tiefgegriffenen Problemen des Lebens und des Herzens nach, fast immer führt er neue Charaktere, oft selbst noch wieder neue Stimmungen ein; im allgemeinen aber stellen doch bei allem Reichthum der Ausstattung und der Gedanken alle diese Bücher die unter einander stark familienähnlichen Kinder einer und derselben durchaus abgeschlossenen, scharf profilirten und selbst in ihren kleinen Absonder-

lichkeiten anscheinend nicht veränderungsfähigen Individualität dar. So ist es denn natürlich, wenn bei dem Erscheinen jedes neuen Jensen'schen Buches zwar die auf Vollständigkeit ihrer litterarischen Registrirungen haltenden Wochen- und Monatsblätter dem Dichter oder vielmehr dem Verleger die Empfangsbcheinigung mit ein paar Redewendungen sine ira et studio erteilen, wenn ferner die Lesevereine und Leihgeschäfte ihre Bestellung machen, der einzelne Litteraturfreund aber sich eigentlich niemals schlüssig wird, durch welches Werk er in seiner Sammlung Jensen am besten vertreten sein lassen könnte, und deswegen überhaupt nicht zu einer solchen Einverleibung gelangt, und wenn infolge von dem allen dem Autor zwar Leser — besonders solche auf dem Kanapee nach dem Mittagessen — und Leserinnen nicht mangeln, desto seltner aber ein ernsthafterer Mensch zu eingehender Beschäftigung mit dieser dichterischen Persönlichkeit angeregt wird. Das ist aber thatsächlich sehr zu bedauern, denn gerade dieser Dichter verträgt, ja braucht ein prüfendes Eingehen, er gewinnt noch ganz bedeutend, je mehr man in seine tiefere Gedankenwelt eindringt, die in der breiten Oberfläche des Gebotenen nicht ohne weiteres und nicht für jedermann klar zu Tage liegt, je mehr man also wir möchten sagen Jensen hinter seiner eignen Außenseite entdeckt.

Aus dem Erze seiner Erzählungen allein ist das goldhell deutliche, richtige Bild in der That nur sehr schwer zu gewinnen. Wo er in diesen Erzählungen positiv schafft, wir meinen Gestalten als Vertreter seines Sinnes und seiner eignen Empfindung schafft und formt, da erhalten diese keine andre Mitgift als nur den schönsten, besten, tüchtigsten Inhalt, da kann ihr Verfasser nur sympathisch, nur liebens- und bewundernswürdig sein. Wie rein und erhehend ist in der Wirkung auf den Leser sein schöner Roman „Jahreszeiten,“ eine versöhnend endende Umkehrung des Goethischen Wahlverwandtschaftenthemas, die neben den edeln, einander nur durch Umstände anfänglich entfremdeten und durcheinandergewirten Hauptpersonen auch so überaus köstliche humoristische Nebenfiguren enthält. Aber Jensen ist nicht bloß Schilderer, Erfinder, ποιητής, er ist auch Kämpfer und will gerade dies vor allem sein. Und in dieser Eigenschaft kehrt er freilich oft genug Schroffheiten und Übertreibungen heraus, die einen Teil der Leser notwendig mißmutig machen müssen. Das würde nun durchaus nichts zu bedeuten haben, wenn Jensen in diesen Fällen im Grunde immer Recht hätte. Wir haben ganz gewiß nichts gegen einen frischen, fröhlichen Angriff, gegen einen kräftigen, selbst verstärkten und überkräftigen Schattenstrich, er muß nur an der richtigen Stelle sitzen. Und man mag nun auf einem religiösen, politischen oder sozialen Parteistandpunkte stehen, wie man will: man wird bei genauerm Zusehen nicht anders können als sagen, Jensen kämpfe — wir sehen hier ganz ab von seiner allgemeinen Gegnerschaft gegen die Kirche — in vielen breitspurigen Einzelheiten und mit zahlreichen Statistenfiguren gegen eine Welt, die so gar nicht besteht. Seine Lieblinge

in dieser Beziehung sind Leute mit Titeln, wie Hofgerichts-, Geheimer Kabinetts- oder (das sind seine Sonntagsbraten) Oberkonsistorialrat; gäbe es nun aber Personen, die sich nur ein Drittel so albern in der Welt betrügen, wie die Inhaber dieser Titel bei Jensen, so müßten sie sich ohne weiteres an jedem Orte und dauernd unmöglich machen oder würden am Ende ins Narrenhaus geleitet. Was Jensen mit unserm Professorentum auf dem gleichen Kerbholze stehen hat, die Brille, den Doktrinarismus, was er ihm sonst noch hätte aufmußen können, die häufige verschrobene Einseitigkeit, die schiefen Überschätzungen u. s. w., alles das bleibt bei ihm aus dem Spiele; seine Professoren vertreten immer nur den auf hohlem Grunde erwachsenen bodenlosen Dünkel — ja dafür hätten doch die allerjüngsten „modernsten“ Dichter und „physiologischen“ Ästhetiker viel besser in Jensens Kasperletheater gepaßt. Und so überall. Gewiß giebt es thörichte Herrlein unter den jungen Offizieren, aber wie gesund sind diese Leute noch gegenüber der schlaffen Blasirtheit eines großen Teiles unsrer großstädtischen Jugend aus den „bessern“ Kreisen und leider auch der studentischen jeunesse dorée; gewiß giebt es noch immer unverbesserliche Adliche, aber zur Zeichnung des Proletariats eignet sich, wie jedem Sozialdemokraten bekannt ist, sehr viel besser der neue Bankiersadel. Auch Zopf und gedankenlose Phrase findet man in unsern Tagen beispielsweise weit mehr bei der Knappschaff der freisinnigen Blätter, als bei der Beamtenwelt, einen so guten Posten diese immerhin noch davon mit sich herumtragen mag. Auch die Interessen und Umgangsformen der Gesellschaft und die Gesellschaften selbst, sogar die Wohlthätigkeitsitzungen der adlichen Damen sind nicht so fade, wie sie Jensen unter allen Umständen schildert. Kurz und gut, er erciferst sich gegen etwas, was man sich vielmehr nur vor ein, zwei Menschenaltern, in der Krautzeit des Liberalismus auf seiten junger Leute, die in jenen Kreisen keinen Zutritt hatten, so vorgestellt und zurechtgemalt hat. Fast macht es den Eindruck, als führe Jensen diesen Kampf eigentlich nur darum, weil Männer, die er verehrt, ihn einst begonnen und „unentwegt“ fortgetrieben haben. Und er führt ihn schärfer, wuchtiger und einseitiger, als diese es je gethan haben, wahrscheinlich infolge davon, daß er die stärkere und in ihrem guten Glauben aufrichtigere, rücksichtslosere Natur ist. Es sind heftige Schläge ins Wasser. Er bildet keine Partei damit und kann auch keiner vorhandenen Partei damit genügen; nur einzelne sind es, die ihr Vergnügen daran haben: die paar Guten, die noch meinen, dies seien wirklich die Gegensätze des Lebens und der Gesellschaft, und dann die Hämißchen, die wissen, was sie für sich wollen, und schadensfroh ins Gästchen lachen. Übrigens gehört heutzutage kein so besondrer Mut mehr zu der Opposition, zu der Jensen zu stehen meint: er ist keineswegs der Recke, der mit offner Brust gegen gepanzerte Reihen sicht. Im Gegenteil: Liberalismus und Atheismus beherrschen die Presse und die öffentliche Meinung; es gehört — was freilich

sehr viele und unter ihnen unser Erzähler immer noch nicht wissen wollen — mehr Mut dazu, sich als fromm und gläubig bespötteln und verdächtigen, sich, wenn man Royalist der alten Art ist, zu den Feilen und Strebern werfen zu lassen, sich, wenn man sein gutes Deutschum bekennt, Chauvinist schimpfen zu hören, als zu allen Angriffen jener Art, die, wie gesagt, nirgends mehr ein eigentliches frisches, begeistertes Publikum haben, aber einer Art selbstverständlicher Zustimmung überall sicher sind. Wenn übrigens irgend jemand über Beamtenzopf, Kanzleiseelen, Höflingswesen und alles Verwandte die Geißel aristophanischen Wizes geschwungen, ihnen unverwindliche Stöße versetzt hat, so ist es in allererster Linie der „Sunfer“ von Bismarck gewesen.

Die letzten Seitenblicke sollten sich übrigens nicht besonders auf Jensen beziehen; er hat sich nie zu den vaterlandslosen Gegnern des Deutschums oder der Monarchie gestellt. Die Sünder, die er aufsucht, um sie niederzuschmettern, wobei er dann gelegentlich als romanschreibender Don Quixote auf Windmühlen und nichtsahnende Schafherden einreitet, sind vielmehr vorhin schon in den feinen Werken entnommenen Haupttypen festgestellt und abgegrenzt worden. Er selber paßt gar nicht zu denen, zu denen er sich um einiger gemeinschaftlichen Angriffsziele willen stellt. Vor allem ist er ein ganzer prächtiger Deutscher aus dem allerbesten niederdeutschen Eichenholze und bei Lichte besehen gar nicht einmal ein eigentlicher Liberaler. Wir wünschten, er machte einmal ganz und gar reines Haus in sich selber, sichtete Überzeugung von Vorurteil und Gewöhnung oder Nachahmung, durchbräche den Bann der Unlogik, der seine Augen kurzfristig macht und seine Arme lähmt. Wollte sich dieser für das Ewiggute, für wahre Schönheit und allen echten Wert des Lebens glühende Mann entschließen, frei und klar wie in einer neuen Umgebung in der Welt, wie sie heute ist, um sich zu schauen und dann die wirklichen Gegensätze zu seiner eignen innern Art bestimmt und scharf ins Auge zu fassen, so könnten von diesem Meister der packenden Schilderung geradezu befreiende Thaten in unsrer Litteratur ausgehen, Schöpfungen voll unbeeinträchtigter innerer Wahrheit, aus einem festen Guß, die wie Sprenggranaten in die klägliche Schalheit und den platten phantasielosen Egoismus, in die zur Oberfläche aufgerührte und sich dort behaglich sonnende Prosa und Geschmacklosigkeit des modernen Lebens einschlagen sollten, er könnte ein mächtiger Rufer werden in dem großen und fröhlichen Streite um die Erhaltung und die Erneuerung unsrer guten alten und tüchtigen Sitte und Art, der Zeit, da noch die Ideale galten und bestimmten. Aber Jensen ist ein Dithmarscher. Der Friesenfürst Radbod wollte lieber mit seinen Vorfahren in der Hölle als mit allen Freuden im Himmel wohnen. Und wir fürchten, Jensen wird bei denen bleiben wollen, die er einst in noch ganz anders gearteter Zeit als Jüngling verehrt hat. Heinrich Heine ist auch dabei, und nicht bloß der Heine der Harzreise und des Buches der Lieder.

Aber was giebt uns das Recht zu solchen Drakeln und zu dem Versuche, den auf der kräftigen Höhe seines Lebens stehenden Dichter sich selber abspenstig und für die Weltanschauung der — Grenzboten, wie mans wohl am kürzesten und besten ausdrücken kann, in Beschlag zu nehmen? Dies Recht geben uns zahlreiche, aber minder stark betonte, dieser Anschauung entspringende Züge in seinen eignen Werken, die umso mehr beweisen, weil sie fast unbewußt und ganz ungemacht dem ehrlichsten Ingrimme entspringen. Sie decken auf, daß Jensen die eigentlichen, diametralen Gegensätze seiner eignen Denkart ganz gut kennt, sie aber in der Hauptsache doch eben links liegen läßt, um sich lieber und öfter an denjenigen Gegnern zu reiben, die ihm an sich näher stehen, und mit denen er sich bei minder doktrinäarer Stimmung wenn auch nicht vereinigen, so doch zur gemeinsamen Abwehr gegen den eigentlichen Feind, die Ideallösigkeit und „verstandesmäßige“ Nüchternheit, verständigen könnte und würde. Wir sprechen so, weil wir jemand kennen gelernt haben, in dessen Seele alle echte Schönheit der Welt und alle wahre menschliche Höhe in ganz reinen Akkorden wiedertönen und sich zu Versen voll Klang und Anmut niederschlagen, zu inhaltstiefen Gedichten, die für kein Publikum gedacht und gemacht, in der Klarheit ihrer Empfindung durch keinerlei Zuthat und falsche Würze beeinträchtigt sind und ihren harmonischen Frieden durch keinen Gegenstand des Mißbehagens und des Gegensatzes gestört wissen wollen, die vielmehr nur des Dichters Eigentum und nur für den Dichter selbst entstanden sind, und weil dieser jemand der ist, der zwar viel weniger bekannt, aber doch noch weit kennenswerter ist als jener Erzähler: das ist der Lyriker Jensen. Hier und nur hier haben wir ihn selbst; von hierher kennen wir ihn bis in den innersten Kern seiner Seele und durften aus dieser Bekanntschaft heraus und mit gestützt auf die entsprechenden Ansätze in seinen Romanen und Novellen mit bester Überzeugung das vorhin gesagte aussprechen.

Von hierher kennen wir ihn, nebenbei gesagt, auch als einen der Besten unter den Deutschen. Übrigens hat er einmal ausgesprochen, er werde deswegen niemals in das italienische Land der Sonne, des blauen Himmels und der — deutschen Sehnsucht übersiedeln, weil er nicht leben könne ohne deutsche Landschaft und deutsche Sprache um sich her. Das ist so tiefrichtig verstanden, denn auch sein ganzes Schaffen ist so grunddeutsch, daß ihn die Umgebung und die Anregungen der Fremde auf die Dauer geradezu stören müßten. Wir denken da ferner an das mannhafte Wort, das er den deutschen Studenten von Prag zugerufen hat, und denken besonders an seine „Lieder aus Frankreich,“ denen, wie wir mit Freuden feststellen können, die Grunowsche Verlagsbuchhandlung in einer ihrer Anthologien, den „Vaterlandsliedern,“ zu deren Zierde und Werterhöhung einen so breiten Raum eingeräumt hat und damit zugleich eine lebhaftere Erinnerung hat bewahren helfen, Dichtungen, die in der Kriegslirik des großen Jahres insofern eine jeder Vergleichung entrückte

Stellung einnehmen, als in ihnen allein der helle patriotische Klang, die Siegesfreude und der Kaiserjubiläum in jeder Zeile mit der unmittelbarsten menschlichen Empfindung des Krieges zusammengefloßen sind, und nicht der bloß von der Heimat aus in mehr allgemeinen Empfindungen den Krieg begleitende nationale Poet spricht, sondern der selber mit dem Gewehr in Feindesland stehende deutsche Krieger als Schlachtkämpfer und Sieger, auf dem Marsche und auf der Wacht, in Humor und Strapazen, Soldatenfrohsinn und Heimweh, in der jähen Trauer um den Kameraden und im persönlichsten Schauer des Tötens und dann wieder in der Begeisterung, die alle nur das eine fühlen läßt, zum echten und lebendigsten poetischen Ausdruck aller seiner einzelnen unmittelbaren Regungen kommt. Zu einem so sieghaft wahren und reinen Ausdruck, daß es gerade diese im tiefsten Grunde germanisch und antigallisch empfundene poetische Abklärung des großen Franzosentreibens fertig gebracht hat, auch von dem Gegner ästhetisch anerkannt zu werden. So knüpft z. B. die längere litterarhistorische Abhandlung eines Professors in Toulouse über die deutsche Lyrik des siebenziger Krieges im *Indépendant littéraire* (Paris 1885, Nummer vom 15. Dezember) an die Namen Geibel, Freiligrath et quelques autres, qui, pourtant, n'arrivent point à la hauteur de Jensen die Schlußworte an: Les autres seront, si l'on veut, de grands poètes allemands; celui-ci sera tout simplement un grand poète. Für uns hat dieses pointirte Urteil umso größern Wert, als ihm eine ausführliche und vortreffliche Begründung vorhergeht, die dem französischen Nationalstolze nicht leichten Herzens abgerungen werden konnte.

Nun bietet Jensen nach zwanzig Jahren eine Gedichtsammlung, betitelt „Im Vorherbst“ (Leipzig, Clischers Nachfolger, 1890), dar, die eben jene eigentümlichste Quelle für die Kenntnis dieses Dichters als Lyriker und als Mensch ist, auf die wir uns vorhin beriefen. Es war ein bitteres Unrecht, wenn dieser aus dem innersten Grunde einer schönheits erfüllten Seele und eines tiefen und warmen Gemütes langsam hervorgegangene und herangereifte Gedichtband von der Tageskritik einfach und gleichgiltig als ein „neues Buch von Wilhelm Jensen,“ „dem beliebten Erzähler“ und mit ähnlichen Redensarten unter die lange Reihe seiner sonstigen Bände mit eingeschaltet und damit abgethan wurde. Denn da Gedichtsammlungen begreiflicherweise gerade heutzutage noch viel schwerer ihren Weg zum Publikum finden als Erzählungen, denen schon die tägliche Langeweile gewisser Leserkreise eine treue Stütze ist, so hätte irgend jemand von den mit Pflichtexemplaren ausgerüsteten Berufskritikern ernsthaft auf sie hinweisen sollen, umso mehr, als diese Gedichte auch solchen Leuten eine Freude zu machen geeignet sind, die ohne ganz besondere Veranlassung überhaupt keine lesen. So viel wir bemerkt haben, ist das nirgends geschehen. Eine eigentümliche Beleuchtung der Fähigkeiten in der Kritik, aber auch Illustration zu dem stolzen Zeugnis, das sich der Dichter vor der Öffentlichkeit ausstellen darf:

Daß nie von meiner Hand ein Kranz
Um Günst und Gut gewunden ward

und zu der bekannten herben Unzugänglichkeit Jensens gegenüber jeglicher nicht in schneeweißer Reinheit auf Zuneigung beruhenden „kollegialischen“ Anknüpfung. So müssen denn also die unberufenen Leute ohne Rezensionsexemplar reden.

Man darf Jensen nicht etwa wegen der eben angeführten Worte für jemand halten, der von sich selber irgendwie Aufhebens machen wolle; sie laufen nur einmal als das einzige, was er von sich rühmen will, so mit unter. Nur die Dumpe sind ja bescheiden, und die meisten litterarischen Größen tagiren sich bekanntlich, wenn auch nur in verstoßnen Briefen, mit denen sie dann nach ihrem Tode vor der Öffentlichkeit an den Pranger gestellt werden (vergl. Storms Briefwechsel, herausgegeben von dem jüngern Kuh u. s. w.), mindestens zu dem richtigen Preise und meistens ein gut Teil darüber. Diese Art ist Jensen fremd; er schätzt sich mit einer staunenswerten Schlichtheit ein und zwar, was die Hauptsache ist, ohne jegliches verschämte Blinzeln. Geradezu rührend ist als Ganzes das kurze Gedicht, aus dem obige Verse entnommen sind, das einzige, das sein Verhältnis zur Tama und ob wohl noch einiges von ihm in den Tagen der Nachwelt fort dauern werde, abmißt:

Ich weiß es nicht, ich glaub es kaum.
Die Welt will andre Gabe heut,
Und jene Welt, drin ich gelebt,
Man trägt sie auch zu Grabe heut.

In der ganzen Sammlung steht kein einziges festliches oder feierndes Gedicht an irgend einen Lebendigen. Das ist kein Meid; wir wissen es zufällig, wie tief er den inzwischen auch gestorbenen Gottfried Keller, wie er Fontane den Dichter und C. F. Meyer verehrt, wissen auch, daß er den beiden ersten gereimten herzlichen Festgruß sandte — davon ist nun in diesem Buche nichts gedruckt, um nur ja kein Aufhebens zu machen. Aber den Toten, die es nicht mehr lohnen, legt er das Lorbeerblatt auf das stille Grab. So insbesondere in dem ergreifenden Gedicht am Sarge Theodor Storms: „Und nun auch du, der letzten einer!“ Und auch um Leutholds Bild, vor dem der zünftige Litterarhistoriker nie ohne Handschuhe vorbeigehen kann, kränzt er ein paar Rosen der Erinnerung, so menschlich einfach und so ohne jede Übertreibung nach beiden Seiten gerecht gegenüber diesem so überreich begabten und so unfählich bemitleidenswerten Christian Günther unsers Jahrhunderts:

Ein Leben, das sich selbst betrog,
Das glücklos durch sich selber ward,
Mit irrem Trieb ins Irre zog,
Ein armer Wanderer, zart und hart.

Vom Himmel fiel in sein Gemüt
 Ein Schönheitsstrahl, ein selger Gruß;
 Ihm wollt er zu, sehnsuchtdurchglüht,
 Doch Staub und Schlamm hielt seinen Fuß.

Ich wollt, er käme heut herein
 Und sprach: „Hier, scheint's, ist gut Gelag!
 Erlaubt, daß ich bei euerm Wein
 Den Staub mir von den Füßen schlag!“

Man muß dabei beachten, was diese letzte Strophe in Jensens Munde, was diese Ladung in „des sonnigen Hauses Glück und Ruh“ bedeutet. Denn das Gedicht wendet sich persönlich an Jensens Gattin. Von diesem Hause, dem reinen Kelche, der all das goldene Lebensglück des Dichters ganz allein in sich faßt und schließt, erzählt dies Buch, das überall unmittelbarste Einblicke in das innerste Leben gewährt, auch sonst genug.

So tracht ich sicherem Glücke nach und find es
 In grüner Stille meines kleinen Heimes;
 Der roten Frühlingswangen meines Kindes
 Erfreund mich, der Triebkraft jedes Keimes,
 Und das Geflüster leisen Abendwindes
 Durchgaukelnd mit dem Rankwerk leichten Keimes.

Und so offenbart der Dichter noch in vielen Stropfen ein in selbstgebaute Haus ihm beschiedenes unendlich reiches und beglücktes Menschenleben. Niemals scheint durch die Krone seines Erdenglückes schüttelnd und zausend der entblätternde Sturm gefahren zu sein; er hatte stets ein hochgerüttelt Maß von allem zu eigen, was er auf der Welt wünschen konnte und nach seiner Art wünschte. Und wenn man davon ausgeht, so ist sein ganzes Innenleben zu verstehen. Er spricht von diesen Dingen selbst, darum dürfen auch wir ihm wohl mit annähernder Deutlichkeit folgen. So hat er niemals den Trost des Jenseits zu suchen vermocht, nie einen persönlichen Gott geglaubt und gebraucht, in keinem Augenblicke in des Menschen Tode den Erlöser, immer nur allein den entsetzlichen Vernichter gesehen. Der Schauer vor der Vergänglichkeit ist die „Frau Herzeleide,“ das schweigende ernste Weib, das ihm das unablässige Geleit gibt durch sein ganzes schönes Leben hindurch und allem seinen Dichten den eignen Ton ausprägt. „Pessimismus,“ „Weltschmerz“ wären falsche Formeln und schale Redensarten gegenüber dieser tiefinnerlichsten und rein menschlichen Wehmut. Über den modernen Materialisten, über den gewöhnlichen Atheisten hebt sich Jensen himmelhoch empor; mit ihm in dieser Beziehung verglichen sind Heise u. a. nüchterne Seelen und bloße Spötter, und nur einen einzigen wußten wir, der annähernd so im heißen Kampfe mit den ewigen Fragen gerungen hat, wie es Jensen sein Leben lang hat thun müssen, das ist in seinen Jugendjahren der „grüne Heinrich.“ Jensen hat zu

mehreren malen mit dem heiligen Ernst der Beichte sein Glaubensbekenntnis formuliert und ausgesprochen; die beiden Hauptoffenbarungen darunter sind sein großer Roman „Nirwana“ und dann in jüngerer Zeit die „Runensteine.“

In „Nirwana“ wird durch den Vertreter der Jensenschen Kritik das Christentum zunächst vernichtet. In weit ausgedehnten Erörterungen, deren hohe geistige Spannung jedoch auch keine Sekunde Ermüdung aufkommen läßt, auf breiter Grundlage philosophischer und theologischer, häufig Straußischer Sätze, in der Hauptsache aber doch aus eignem, Jensenschen Denken, übrigens ohne jeglichen Stachel, ohne ein Wort der Härte oder gar des Hohmes, geht Mathieu Guéraud, der abtrünnig gewordene Priester, der langsam ihm gekommenen Erleuchtung nach, wie keine der Religionen je von einem Gott offenbart worden sei, sondern das eigne Bedürfnis der menschlichen Kläglichkeit sie erdacht und sie sich zu Unterkunft und Schutz ausgebaut habe, und wie auch die Anforderung des Glaubens ohne Grübeln nur die feste tragende Mittelsäule dieses von Händen errichteten weltüberspannenden Hauses sei. Das Sein oder Nichtsein der Auferstehung ist auch hier, wie für den ganzen Jensen, der Angelpunkt, das eine, das große und entsetzliche, auf das alles ankommt. „Vernichtet brachst du unter dieser schneidenden Erkenntnis zusammen — hält Guéraud seinem Schüler vor —, denn mit der Unsterblichkeit, die dir geraubt [worden war], schien sie [die Erkenntnis] dir auch schon das vergängliche Leben selbst, das du noch in dir fühltest, als ein gleichgiltiges Nichts genommen zu haben.*) Und Verzweiflung packte dich mit wahnwitzigem Entschluß, der Marter deiner Gedanken, dem versengenden Stachel der Wahrheit ein Ende zu machen, dich freiwillig in das Nichts zu stürzen, ehe es um einen wertlosen Augenblick später die unablässig über dir schwebende Gigantensfaust nach dir aufreckte.“ So sind in diesen letzten Worten die Momente der schrecklichsten Seelenqual, mit denen diese offenste Beichte eines von Zweifel, Ringen und krampfhafte bitterem Zusammenbrechen unter der Wucht der rastlosen Gedanken durchzitterten Menschenalters in der That auf so manches von der Anfechtung bis dahin noch verschonte junge und starke Lesergemüt eingestürmt ist, in des Pfarrers eigne Rede mit aufgenommen. Nun aber will Mathieu Guéraud auch geben. „Gute Vernunft hat den Himmel droben zerschlagen, euer Herz baut ihn hier unten wieder auf in der Liebe. Der Mensch ist gut aus der Hand der Natur — die Liebe, das Erbarmen, die Hilfe sei der lohnende Gott in euch.“ Und dann entwickelt er sein großes Programm des nur auf Natur und Liebe gestellten kommunistischen Menschenbundes, in dessen erste tatsächliche Gemeinde sich das Adelsgeschlecht und die Standesherrschaft der Hautefort verwandelt. „Du bist ein Mensch, du bist gut,“ das ist das Wort,

*) Wir lasen neulich in der Zeitung von einem jungen Buchhändler, der sich erschossen hatte, weil ihm die Lektüre medizinischer Bücher die unglückselige Idee beigebracht hatte, er werde an einem Herzfehler sterben.

womit Guéraud ihre neuen Glieder willkommen heißt. Alles dies geschieht (mit einem gewissen Anachronismus) 1789, in dem Jahre, wo Ludwig XVI. die Generalstände beruft.

Und welchen Erfolg, welches Schicksal bereitet Jensen dieser Gemeinde der Natur und der menschenbrüderlichen Liebe? Ein paar Monate später nur steht Mathieu Guéraud umtobt von der Lüge und dem Verrat, der Mordgier und der Raublust, die, von ihm selber entfesselt, seine Schar der Liebe und der Menschlichkeit versprengt und erschlagen haben, und ruft in den Aufruhr des rasenden Pöbels hinaus: „Wahn und Trug haben mich geblendet, zu glauben, die Natur habe den Menschen gut erschaffen. Das Götterbild, das die Weisheit von Jahrtausenden auf den Altar erhoben, habe ich zertrümmert, weil ich gewähnt, in euch selbst lebe die Vernunft eines Gottes. Doch statt ihrer fand ich in euch nur die Gier des Raubtiers, die Habsucht, den Blutdurst, die Wollust; und die Liebe, den Geist, die Menschlichkeit vor euch zu schützen, bedarf es der Ketten, die euch anschnieden, und der Geißel, die euch zu heulenden Gehorsam peitscht! Der Schurke, der in diesem Sarge liegt, hat Recht: der Mensch ist böse; und für die wenigen Edeln der Menschheit ist ein Fluch der Thor, der die Erkenntnis der Wahrheit lehrt!“ Mit dieser vernichtenden Selbstanklage und mit dem völligen, letzten Verderben derer, die die Wahrheit und die Liebe zum Menschen gesucht und gegeben hatten, durch die, die hatten befreit und erhoben werden sollen, kommt dieser in Anlage und Schilderung großartigste Roman Jensens zum Schluß. Ohne daß eine andre Lösung, als diese durch Vernichtung ausgesprochen, ein Ausweg angedeutet würde; Nirwana ist seine Überschrift und sein Ende.

Wir glauben nicht, daß Jensen meint, daß es seit den anarchischen Tumulten in der Auvergne und daß es überhaupt mit der Menschheit seit 1789 anders geworden sei, und hätten nach dieser Selbstkritik des gewaltigen Buches die Berechtigung gehabt, zu erwarten, ihn fortan in veränderten und wegen dieser Erkenntnis im zweiten Teil von „Nirwana“ eigentlich nicht überraschenden Pfaden zu finden. Aber gerade darnach mußten wir dann immer Nabobs des Friesen gedenken. Nicht daß wir uns eingebildet hätten, sanftmütige oder gar reaktionäre Bücher von diesem Manne zu empfangen, daß wir geglaubt hätten, er werde seinen Unglauben, seine alte Gegnerschaft irgendwie bemänteln; aber wir dachten doch, von da an die rastlose Menschenbefreiungsarbeit durch religiöse „Aufklärung“ eingeschränkt oder in weniger breite Bahnen gelenkt, den Kampf gegen Priestertum und äußere Kirche gemildert, anders verstanden zu sehen; wir waren keineswegs so sanguinisch, in nur einer einzigen der zahllosen Jensenschen Romanfiguren eine Darstellung oder Anerkennung der ethischen oder auch nur der praktisch-humanen Leistungen des Christentums zu erwarten, aber wir durften doch gespannt sein, ob er nicht wenigstens nach dieser Richtung hin dessen Vertreter in Zukunft ein wenig mehr in Ruhe lassen

werde. Vergeblich. Mathieu Guérauds eiserne Stirn und nervige Fäuste versuchen immer noch, den gewaltigen Bau wanken zu machen, der, wie Mathieu gesehen hat, großartig erdacht und mächtig gefügt ist; sie thun es bloß, weil er doch immer noch steht. In diese Richtung des Dichters hat eher noch zugenommen, er ist besonders gegen die geistlichen Kreise beider Konfessionen nur noch schärfer geworden. Daß er schonungslos ist gegen pietistisches und heuchlerisches Pharisäertum, wird ihm ja nur Zustimmung bringen; aber er sollte doch nicht immerwährend den großen und unentbehrlichen Stand des ehrenwerten, gottestreuen und nächstenliebenden Pfarrers und dazu die weite Gemeinde der einfach gläubigen und religiösen bürgerlichen Kreise mit seinem kränkenden absoluten Zweifel daran, daß es überhaupt möglich sei, ehrlich zu glauben und ein redlicher Christ zu sein, verfolgen; warum wendet er seine Spitze nicht auch einmal gegen eine ebenfalls große Herde, die ihm im Innersten doch noch weit unliebsamer als jene ist, wie geringe, aber deutliche Spuren zeigen, nämlich gegen die, denen in ihrer trostlosen Leere ihre Religionslosigkeit keine täglich erneuten Wunden schlägt? Und warum stürzt er sich nicht auf die, deren Gemeinheit Mathieu Guérauds Gemeinde vernichtete, warum wendet er der platten Niederträchtigkeit, der er die Mehrheit zuspricht, nur verächtlich den Rücken?

Aber zu diesen im zweiten Teile von „Nirwana“ betretenen Pfaden gelangte er wohl deshalb nicht zurück, weil er immer und immer wieder mit sich selber erst über die Rätsel Gottes und der Welt ins Klare zu kommen und aus dem Zweifel heraus ein unanfechtbares Höheres, Übersinnliches, Göttliches zu formuliren weiter rang. Kein noch so eifriger Priester des Wortes Gottes kann so unablässig über Leben und Seligkeit, Erde und Himmel, Tod und Erlösung nachdenken, wie es Wilhelm Jensen im Suchen nach der Wahrheit und dem erhabenen Besten thut. Er vermag in der That zu nichts und zu niemand Stellung zu nehmen, ohne die ewigen Fragen mit einzuschließen, ja allem voranzustellen. Vergeblich haben wir unter den Erinnerungen seines Gedichtbuches ein Blatt mit der Überschrift: Emanuel Geibel gesucht. Er hat zu dem großen Lübecker als Jüngerer in den engsten Beziehungen gestanden und niemals seine dankbare Pietät verleugnet; er war auch vor zwei Jahren unter den Gästen bei der Enthüllung des Lübecker Geibeldenkmals der, der des Meisters Angedenken am nächsten stand. Aber eines schied ihn von Anbeginn an von Geibel: dessen schlichter Glaube und ungetrübte Freude an der Gotteswelt und ihrer vom Schöpfer gewollten Herrlichkeit. Und so versagt es sich Jensens Ehrlichkeit, ihm einen rein ausklingenden dichterischen Nachklang zu widmen. Daß er als der Berufenste der Allgemeinen Zeitung den Nekrolog Geibels schrieb, war etwas andres. Nur ein Blatt haben wir im „Vorherbst“ gefunden, das wir in diesem Zusammenhange richtig zu verstehen glauben, eine Erinnerung, die aber keinen Namen mitteilt:

Er glaubte rastlos, Wahrheit auszufinden,
Und doch in Wahrheit denkend war er nie.

Er wollt es nicht; vielleicht daß ers nicht konnte.
Glanzlichte Nebel ließ er um sich schweben,
Drin schönes Truggefühl ihn warm durchsonnte.

Von einer Welt des Blendungs Scheins umgeben,
Mit weit vermeintem, engem Horizonte,
Ein edles Herz, ging er, ein Kind, durchs Leben.

Was wir begründen wollten: über das Religiöse kommt er nirgends und bei niemand hinweg; er bleibt in der dagegen gerichteten Kritik stecken und hat die in „Nirwana“ begonnene Antikritik und die Folgerungen daraus seitdem völlig liegen lassen.

(Schluß folgt)



Die internationale Kunstausstellung in Berlin

Von Adolf Rosenberg

3



aß sich die spanischen Maler Luis Alvarez und Francesco de Pradilla und außer ihnen noch eine stattliche Anzahl romanischer und slawischer Kunstgenossen die Fähigkeiten erworben haben, eine weite Leinwandfläche mit derselben Fülle und Kraft natürlichen, frisch quellenden, durch naturgroße Figuren verkörperten Lebens zu bedecken, mit der sie ein spannenlanges Augenblicksbild aus dem Treiben der Straße auszustatten wissen, ist eine Beobachtung, die den, der nur das Fertige sieht und nicht Gelegenheit hat, auch von dem Werden der Dinge Kenntnis zu erhalten, aufs höchste überraschen muß. Diese Gelegenheit wird aber selbst dem, der sich pflichtmäßig mit allen Erscheinungen des modernen Kunstlebens beschäftigt, nur in sehr unzureichendem Maße zu teil. Je häufiger sich die internationalen Kunstausstellungen wiederholen, desto mehr kommen wir zu der Überzeugung, daß das Wissen des Einzelnen auch in diesem scheinbar begrenzten Felde nur Stückwerk ist, und daß es in dem Grade lückenhafter und unzuverlässiger wird, als der internationale Verkehr erleichtert wird und die Keime europäischer Kultur — der germanischen wie der romanischen —, die in zurückgebliebenen Ländern Europas und in